

gramm entscheiden, das von sachverständigen Fachausschüssen, nicht mehr von parteipolitisch gebundenen Ministern ausgearbeitet wird.

F. A. v. d. Heydte.

Der Föderalismus. Von Constantin Frantz. In Auszügen herausgegeben von Walter Ferber. (88 S.) Koblenz 1948, Historisch-Politischer Verlag.

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands haben wir wieder mehr Verständnis für die Gestalt und die Ziele des bekannten Bismarckgegners C. Frantz, von dessen 1879 veröffentlichter Schrift „Der Föderalismus als das leitende Prinzip für soziale, sittliche und internationale Organisation“ hier eine wesentliche Auswahl geboten wird. Eine erstaunliche Weite und Hellsichtigkeit für den föderativen Aufbau in Gemeinden, Kreisen und Landschaften, in den Vorschlägen zur Sozialreform, über das Nationalitätenprinzip und die internationale Organisation spricht aus diesen Blättern. Gerade das letzte Kapitel über die internationale Organisation beweist viel gesunden Blick und Menschenverstand, der unseren zünftigen Gelehrten und praktischen Politikern manchmal zu fehlen schien. Gut gesehen ist der Zusammenhang mit der sozialen Ordnung, der Arbeiterfrage. Natürlich konnte Frantz die Verwicklungen der Gegenwart nicht in allen Punkten vorausschen. Darum wäre es verkehrt, bei ihm fertige Rezepte für unsere Gegenwartsnöte zu suchen.

J. Schuster S.J.

Literatur

Geschichte der griechischen Literatur, I. Teil 5. Band. Von Wilhelm Schmid. (377 S.) München 1948, Biederstein-Verlag.

In verhältnismäßig kurzer Zeit konnte der greise Gelehrte die Geschichte der klassischen Periode der griechischen Literatur mit diesem 5. Band abschließen. Zwei Hauptteile umfaßt der Band: die Geschichtsschreibung in Thukydides und den Ausgang der altjonischen Atomistik in Demokritos. Das Werk beider — das des Historikers ist uns erhalten, das des Philosophen kann nur aus Fragmenten und Zeugnissen anderer erschlossen werden — wird mit gewohnter Gründlichkeit und scharfsinniger Deutung nach Sinngehalt, Sprache und Einflußnahme auf Mit- und Nachwelt durchgearbeitet. So gewinnt der Leser die Überzeugung, daß das Erbe beider auch noch in der modernen Zeit

reges Interesse beanspruchen darf: Thukydides in der Art, wie er auf Grund gewissenhafter Quellenbenützung die Wirklichkeit darstellt und durch das Aufdecken der Handlungsmotive die Zusammenhänge verstehen lehrt; Demokritos, der in seiner Atomtheorie ein umfassendes Weltbild zu schaffen versucht, wovon eine fruchtbare Anregung bis in die moderne Zeit ausgehen sollte.

Mit dieser Darstellung nimmt der Verfasser, der im Februar 1948 sein 90. Lebensjahr vollendete, Abschied von seinem Lebenswerk, das gewiß in hohem Maße die Hoffnung berechtigt erscheinen läßt, etwas beizutragen „nicht nur zur genaueren und gerechteren Einschätzung der großartigen Leistung, durch welche die Griechen den Wert und die Würde des menschlichen Daseins erhöht haben, sondern auch zur schärferen und unbefangeneren Feststellung der Grenzen ihrer Vorbildlichkeit“ (Vorwort). (Siehe die Besprechung des 4. Bandes in dieser Zeitschrift, Bd. 142 [1948] S. 156.)

J. Knünz S.J.

Von der Sprache zu den Sprachen. Von Helene Homeyer. (461 S.) Olten o. J. (1947), Otto Walter. Geb. sfr. 14.20.

Jede Zeit hat ein besonderes Verhältnis zur Sprache. Bei der modernen Sprachüberflutung und der sich daraus ergebenden Sprachverwirrung und -verwilderung tut es not, sich auf den Sinn des Wortes und der Rede zu besinnen, die Sprache aus der Nähe und aus der Ferne zu betrachten, um ein geordnetes Verhältnis des Menschen zum Wort überhaupt wieder zu gewinnen. Der Mensch soll ja Hüter und Bewahrer, Ordner der Rede, Täter des Wortes sein. Die Verfasserin geht in ihren eindringenden und klaren Darlegungen von der Sprachphilosophie aus und stellt die verschiedenen Auffassungen über Ursprung des Wortes und Verhältnis von Sprache und Denken heraus. Als Entwurf wird im Umriß der Plan einer christlichen Sprachphilosophie vorgelegt (43 ff.). Der weitaus größere Teil des Buches ist der Sprachlehre mit ihren zahlreichen Hilfswissenschaften gewidmet unter Beschränkung auf die indoeuropäische Sprachgruppe; die Ergebnisse der neueren philologischen und psychologischen Sprachforschung, besonders auch der angelsächsischen, werden dabei kritisch verwertet. Die einzelnen europäischen Sprachen mit Einschluß der lateinischen und griechischen werden von ihrer Wurzel im Sanskrit her in ihrem Aufbau und mit ihren Eigentümlichkeiten gekennzeichnet. In allen

Ausführungen wird ein edler Humanismus erkennbar, der nie sein Ziel vergißt, den Menschen auch durch die Sprache und das Wort zu sich selber zu führen und ihn an seine Bestimmung zu erinnern. Das ist alles klar und klug gesagt, so daß die Lektüre des Buches zu einem erlesenen Genuß wird.

H. Fischer S. J.

Siegfrieds Schuld und das Weltbild des Nibelungen-Liedes. Von Werner Fechter. (73 S.) Hamburg 1948, I. P. Toth. Geb. DM 2.80.

Fechter sieht im Nibelungen-Lied mehr „als eine bunte Folge großartiger Bilder und Begebenheiten“. Er geht davon aus, „daß ein Sinnzusammenhang die Vielfalt des Geschehens auch innerlich zur Einheit bindet“ (S. 7), und verläßt damit die übliche positivistische Forschungsweise, die sich auf die Frage der Herkunft bestimmter Szenen und Motive beschränkt.

Die an sich bekannte Tatsache, daß im mittelhochdeutschen Nibelungen-Lied mehrere Schichten der Gestaltung übereinanderliegen, wird deutlich herausgearbeitet. Dem älteren Siegfriedsbild des zaubermächtigen Recken steht ein jüngerer des höfisch-ritterlichen Prinzen gegenüber. Ebenso weist Brünhilds Gestalt, so sehr sie auch vom Dichter vermenschlicht wird, deutlich übermenschliche Züge auf, und dasselbe gilt in geringerem Maße auch für Hagen.

Dann geht Fechter den Beziehungen zwischen Siegfried und Brünhild nach (S. 13 ff.), die der mittelhochdeutsche Dichter voraussetzt, ohne sie zu erklären. Es handelt sich um eine seinsmäßige Zuordnung, insofern beide als Zaubermächte einer anderen Seinssphäre angehören als die bloßen Menschen am Königshof in Worms (S. 33). So sind sie „einander zu gestaltet. Alles in ihnen ist aufeinander angelegt. Sie sind sich im wahren Sinn Ergänzung“ (S. 35). Trotzdem gehen sie aneinander vorbei, indem Siegfried Brünhild zwar bei den Spielen und in der Nacht erringt, aber sie an Gunther abtritt, während er Krimhild heiratet. Darin sieht Fechter eine Schuld Siegfrieds. Schon daß er sich lügenhaft als Gunthers Vasall ausgibt, ist Schuld. Tiefere Schuld ist, daß er die ihm zur Erringung Brünhilds gegebenen Kenntnisse und Fähigkeiten mißbraucht, um Gunther in den Besitz Brünhilds zu setzen. Die eigentliche Schuld aber besteht darin, daß er aus seiner „Ordnung“ heraustritt, daß er, der Übermenschliche, Zaubermächte, die ihm zugeordnete Genossin von sich stößt und in Krimhild ein bloßes Menschenweib zur Gattin nimmt, während er Gunther (der bloß

Mensch ist) den Frevel ermöglicht, sich einem übermenschlichen Wesen zu verbinden (S. 35).

Das Weltbild, das aus dieser Schuldaufassung spricht, setzt Fechter mit der „Hybris“-Idee der griechischen Tragödie in Beziehung. Dabei besteht unter anderem ein direkter Gegensatz zwischen Tantalos (der mehr sein will, als er ist und dadurch schuldig wird) und Siegfried (der weniger sein will).

Mit diesen Darlegungen geraten die Gestalten des Nibelungen-Liedes in ein eigenartiges Zwielicht: Siegfried ist der strahlende Held — und doch zugleich der luziferische Verneiner der Ordnung; Hagen der dunkle Intrigant — und doch zugleich der Vollstrecker der Gerechtigkeit.

Der letzte Teil (S. 51 ff.) sucht diese Auffassungen aus der Überlieferung des Siegfriedstoffes zu unterbauen. Wichtig ist hier die Ablehnung der heute „modernen“ Auffassung, wonach das Nibelungen-Lied, so wie es vorliegt, als „geschlossenes Kunstwerk“ zu verstehen sei. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß frühere Gestaltungen des Stoffes sowohl beim letzten Dichter als auch vor allem bei seinem Publikum immer noch „durchscheinen“ und zu berücksichtigen sind. Dabei geht Fechter nicht nur bis zu der Schicht zurück, in der Siegfrieds Schuld in dem genannten Sinn gestaltet wurde, sondern zieht auch den Vergleich mit der ältesten Fassung der Sage, dem alten Sigurdlied der Edda. Dort herrscht noch „ein unentwirrbares Geflecht von Schuld und Schicksal. Alle werden von einem bösen Dämon in den Wirbel von Eid und Eidbruch, von Treue und Trug hineingestoßen und treiben dadurch in ihr Verderben“ (S. 71). Im Weltbild unseres Dichters dagegen herrscht der Glaube „an eine gerechte Ordnung“ (S. 72).

H. Jansen-Cron S. J.

Goethe: Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige, mit Erläuterungen versehene Ausgabe, herausgegeben im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle. 1. Abteil.: Texte. 1. Bd.: Schriften zur Geologie und Mineralogie 1770—1810. Herausgegeben von Günther Schmid mit 20 Tafeln gr. 8° (393 S.) Weimar 1947, Hermann Böhlau Nachfolger.

Die Texte erfordern zum Studium den Erläuterungsband. Die chronologische Anordnung ist nur äußerlich zu verstehen. Das zeigt sich etwa in dem Abschnitt (S. 2) „Fossilien sind keine Naturspiele“. Der Text geht über das Jahr 1770, ist aber aus dem 11. Buche von Dichtung und Wahrheit ge-